

LITERATUR-RUNDSCHAU

Heinrich Fries: Fundamentaltheologie. Graz, Wien, Köln: Styria 1985. 579 Seiten.

Hans Waldenfels: Kontextuelle Fundamentaltheologie. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1985. 552 Seiten.

In jüngster Zeit haben sich eine Reihe namhafter Fundamentaltheologen mit dem Versuch einer zusammenfassenden Darstellung ihres Traktates zu Wort gemeldet. Die Materie ist komplex und ruft nach der Zusammenarbeit der Spezialisten. Darum hat auch das Handbuch der Fundamentaltheologie – eine Gemeinschaftsarbeit der Autoren Kern, Pottmeyer und Seckler – besondere Beachtung gefunden. Daneben gibt es nun den Versuch einzelner Autoren, das »Ganze« zu fassen. Fries und Waldenfels können sich für dieses Unterfangen nicht nur auf »den Vorzug der Einheitlichkeit, der Geschlossenheit, der Kontinuität« (Fries, S. 11) berufen.

Im Zeitalter des Spezialistentums ist die Kraft der Synthese eine besondere Qualität. Darum gilt das Interesse sowohl der Synthese des großen alten Mannes der Fundamentaltheologie, Heinrich Fries, als auch der Zusammenschau des Bonner Lehrstuhlinhabers Hans Waldenfels, der den Traktat in den letzten Jahren durch eine Reihe origineller Fragestellungen bereichert hat.

Sehr spät hat der international anerkannte Heinrich Fries sein opus magnum geschrieben: »Fundamentaltheologie« ist ein sich auf 579 Seiten erstreckendes Kompendium vernunftgemäßer Glaubensbegründung, das in der Dichte und Zuverlässigkeit, mit der hier die – in vielen Auseinandersetzungen seit dem Ersten Vatikanum gewonnene – »solide Lehre« mit dem zeitgenössischen Bewußtsein ins Gespräch kommt, sicher seinesgleichen sucht. Fries hat hier den Vorteil, nicht nur Chronist und Protokollant einer geschehenen Entwicklung zu sein. Vieles, was in Sachen Fundamentaltheologie heute schon quasi Theologiegeschichte ist, hat er selbst mitbewegt. Die Stichworte dazu: die Überwindung des supranaturalistischen Denkens in der Theologie, die konsequente heilsgeschichtliche Orientie-

rung, die Überwindung der Apologetik, die irenische Ausrichtung. Heinrich Fries hat darüber seine Denkform und Sprache gefunden. Sein Denken ist personalistisch und transzendentaltheologisch orientiert. Sein Augenmerk gilt jeweils »der Bedingung der Möglichkeit von Glauben« heute. Nun liegt in einer musterhaft klaren und unpräntösen Sprache der Ertrag seiner langjährigen Lehrtätigkeit vor uns. Freilich: Ganz neue Ideen und strukturelle Überraschungen im Aufbau des Werkes wird man bei diesem Lehrbuch im besten Sinne des Wortes nicht suchen. Die Unterteilung der Fundamentaltheologie in »Erstes Buch: Glaube und Glaubenswissenschaft«, »Zweites Buch: Offenbarung«, »Drittes Buch: Die Kirche« entspricht dem bewährten Schema. Die Grenzen des Buches sind die Grenzen seiner Fragestellung. Mittlerweile reflektiert die jüngere Theologengeneration mit größerem Nachdruck über die Orte, an denen sich der Selbsterweis eines denkenden christlichen Glaubens heute konkret zu vollziehen hat. Die Verflochtenheit des Glaubensphänomens in bestimmte gesellschaftliche Gegebenheiten, kulturelle Zusammenhänge und Sprachformen kommt über das existentiell-personalistische Denken nicht genügend zum Ausdruck. Der Strukturalismus und die Sprachanalyse haben hier auch für die Theologie neue Perspektiven eröffnet. Das aber ist dieser »Summa« nicht abzuverlangen, die im übrigen durch eine Modernität eigener Art besticht, der Weise nämlich, wie Fries die Ökumene nicht als ein Fach, sondern als eine Dimension der Theologie einbringt.

Wie der Vertreter der jüngeren Theologengeneration, Hans Waldenfels, die Gewichte verlagert, ersieht man bereits aus dem Titel: Seine Fundamentaltheologie erhält die nähere Bestimmung »kontextuell«. Waldenfels operiert zum Teil mit einer ungewohnten Begrifflichkeit, die sich sprachanalytischen und kommunikationstheoretischen Provenienzen verdankt. Der Anspruch des Glaubens heißt hier »Text«. »Text« ist in der ursprünglichen Wortbedeutung »Geflecht«. Und als ein Geflecht verschiedenster Momente sieht Waldenfels auch das Proprium des Christlichen: Ein Text, der aus den verschiedensten Kontexten

herkommt und verstehbar wird, der wieder in andere Kontexte und Verbindungen eingeht, der sich in neuen Kontexten behaupten muß. Wichtig ist, daß der Glaube im jeweils ihn umgebenden Kontext zu sprechen beginnt. Damit ist die Kommunikabilität des Christlichen in das Zentrum eines fundamentaltheologischen Ansatzes gerückt. Im Versuch einer kontextuellen Theologie sieht Waldenfels »das Bemühen um die Herstellung von Kommunikation und Kommunikationsgemeinschaft im Dienste der in Jesus Christus ergangenen Heilszusage Gottes« (Waldenfels, S. 71). Gelingende Kommunikation ist das Ziel der fundamentaltheologischen Arbeit. Das kann, je nach Situation, dreierlei bedeuten. Situation 1: Die Kommunikation wird durch Widerspruch blockiert. Auf diese Herausforderung antwortet die Fundamentaltheologie als Apologetik. Situation 2: Kommunikation gelingt nicht, weil eine Situation des Unverständnisses vorliegt. Hier ist die Fundamentaltheologie als Hermeneutik gefragt. Situation 3: Die Kommunikation kann nicht stattfinden, weil der mögliche Hörer der Botschaft nicht erreicht wird. Die Fundamentaltheologie ist hier als Dialogik gefragt. Man sieht: Eine genaue Reflexion auf die kommunikativen Einbindungen des Traktates führt zu einem ebenso präzisen wie umfassenden Ansatz, der sogar die vielgeschmähte Apologetik sinnvoll zu integrieren weiß. In der Durchführung seines Ansatzes bietet Waldenfels zum einen eine souveräne Aufarbeitung und Darbietung der traditionellen Materie. Zum anderen überrascht er durch die Weite seines Blickwinkels, der zum Beispiel grundsätzlich über den vertrauten mitteleuropäischen Kulturraum hinausgreift und an vielen Stellen die nichtchristlichen Religionen ins Gespräch einbezieht. Die Argumentation ist niemals abgehoben, sondern stets auf die »Orte« bezogen, in denen die Glaubensrechenschaft heute konkret sich vollzieht.

Waldenfels hat seine »Kontextuelle Fundamentaltheologie« als Arbeits- und Nachschlagbuch konzipiert. Entsprechend diesem Charakter sind viele wichtige Texte in größerer Ausführlichkeit zitiert, es mangelt nicht an Querverweisen, und ein genaues Sachregister erleichtert den Zugriff.

Bernhard Meuser

Siegfried Klaschka: Die Rehabilitierung Liu Shaoqi in der chinesischen Presse. Berliner

Studienband 11. München 1987. Minerva-Publikation Saur GmbH. 165 Seiten.

Trotz aller Öffnungen im chinesischen Bambusvorhang trennt uns von diesem riesigen Reich der Mitte immer noch ein zumindest gläserner Vorhang. Viele Ereignisse und Veränderungen sind zwar erkennbar, aber ihre Ursachen und Hintergründe bleiben oftmals verborgen. Siegfried Klaschka hat in der leider viel zu unbekannten Reihe »Berliner China-Studien« versucht, einem wichtigen innenpolitischen Vorgang in der Volksrepublik China auf den Grund zu gehen, der zugleich ein publizistischer Prozeß war – die Rehabilitierung des Revolutionärs und Arbeiterführers, des Konterrevolutionärs und Arbeiterverräters, des Marxisten und Staatspräsidenten Liu Shaoqi in der chinesischen Presse. Die politischen und publizistischen Wechselbäder dieses Partei- und Staatsführers, einmal Saulus, dann Paulus, stehen im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit von Klaschka. Untersucht hat er vor allem die Jahre 1977 bis 1981, in denen sich im wesentlichen die Wandlung des Liu-Shaoqi-Bildes in China vollzog. Die Tageszeitungen Renmin Ribao, Guangming Ribao und die Zeitschrift Hongqi bilden die Grundlage für Klaschkas Analyse. Liu, wie Deng Xiaoping ein Opfer der Kulturrevolution, wurde bis 1977 in den chinesischen Massenmedien als »Arbeiterverräter, Renegat, Agent oder Schwindler« bezeichnet. 1978 schwenkte die parteigesteuerte Publizistik um, im Februar 1980 wurde der ehemals enge Gefolgsmann Maos offiziell rehabilitiert.

Sehr detailliert berichtet die Studie über die Etappen der Rehabilitierung Lius. Sie begannen am 14.12.1978 mit einem Beitrag in der chinesischen Tageszeitung Renmin Ribao, in dem davon gesprochen wird, daß es notwendig sei, den innerparteilichen Kampf wieder neu zu definieren und zu regeln. Dieser Beitrag greift bewußt altbekannte Floskeln und Formulierungen Liu Shaoqis auf, ohne aber seinen Namen zu erwähnen. In Zeitschriften wie Lishi Yanjiu propagiert man 1979 wieder die vorrangige Entwicklung der Produktivkräfte und spricht von der notwendigen »Selbstschulung« – Begriffe, die jedermann mit dem politischen Denken Lius verbindet. Es ist die Methode der Assoziation, mit der der Leser auf die Neubewertung von Geschichte und Person Lius vorbereitet wird. Man berichtet von bekannten Ereignissen, wie

dem Bergarbeiterstreik in Anyuan 1922, weist auf die historische Bedeutung hin – und jedermann weiß, das ist ein Lob für Liu, der Anführer dieses Streiks war. Die Medien haben die Funktion, die Bevölkerung einzustimmen, auf offizielle Neubewertungen vorzubereiten. Die publizistischen Omen wurden im Februar und Mai 1980 in den höchsten Parteigremien erfüllt. Mit der offiziellen Rehabilitierung begann die offene, direkte und offizielle Kampagne, Liu in neuem Licht erscheinen zu lassen.

Wie gelang es den Medien, von Verteufelung auf Lob, von Verräter auf Retter umzuschalten und die Massen von der Kehrtwendung zu überzeugen? Nicht hohe theoretische Auseinandersetzungen waren gefragt, sondern biografische, familiäre Berichte und Notizen, die den »gutherzigen Mann«, den »guten Vater und Kinderfreund« herausstellen. Das große Maß an persönlicher und personenbezogener Information in der Rehabilitierungskampagne hat – so Klaschka – mehrere Gründe: »Erstens stellt es den Versuch dar, die Kampagne – der Bedeutung und der Geschichte ihrer Zentralfigur angemessen – möglichst umfassend voranzutreiben. Zweitens hebt es die Auseinandersetzung auf ein ethisch-moralisches Niveau und verleiht der richtigen (eigenen) Position größeres Gewicht. Drittens impliziert die persönliche Beschreibung, die gleichen Werte würden auch auf politischer Ebene gelten, ohne daß dies faktisch belegt werden müßte. Viertens ergibt sich die Möglichkeit zur Partizipation vieler an der Kampagne ...« Mit dieser persönlichen Rehabilitierung geht eine schrittweise Neubewertung gesellschafts-, kultur- und medienpolitischer Positionen Lius einher. Die Journalisten werden aufgefordert, die Ausführungen des Genossen Liu Shaoqi zur Nachrichtenarbeit zu studieren. »Alle Arten von verzerrten Darstellungen und falschen Anschuldigungen, die dem Genossen Liu Shaoqi in diesem Bereich von Lin Biao und der Viererbande gemacht wurden, müssen ohne Ausnahme zurückgewiesen werden.«

Für jene, die sich mit der Publizistik Chinas befassen, zeigt die Studie von Klaschka exemplarisch auf, wie vielschichtig, verwoben und verwirrend im Reich der Mitte Partei- und Pressepolitik sind. Eine stichhaltige Bewertung solcher politischen und publizistischen Prozesse wie die Rehabilitierung Liu Shaoqis

ist ohne ein authentisches Quellenstudium unmöglich. Ein Glücksfall, daß bei Klaschka sinologische und publizistische Interessen so dicht beieinander lagen. Wenn die Studie einen Mangel hat, dann den, daß sie nichts über den Autor Siegfried Klaschka sagt, der ein wichtiges Mosaiksteinchen chinesischer Presse- und Informationspolitik in mühsamer Kleinarbeit aufbereitet hat.

Jürgen Hoeren

Claudia Mast: Was leisten die Medien? Funktionaler Strukturwandel in den Kommunikations-Systemen. Osnabrück: Verlag A. Fromm. 1986. 302 Seiten.

Die vorliegende Studie wurde von der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Habilitationsschrift für das Fach Kommunikationswissenschaft angenommen. Sie versteht sich als ein »Memorandum« bzw. als »Forschungsdesign« für eine noch ausstehende umfassende Untersuchung des Strukturwandels im Kommunikationssystem. Ein solch breit angelegtes theoretisches und empirisches Forschungsprogramm wäre auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen und erforderte viele Jahre der Forschung. Die Arbeit von Claudia Mast unternimmt es, einen brauchbaren Fahrplan für solch ein ehrgeiziges Unternehmen vorzuschlagen. Dieser Forschungsfahrplan müßte zunächst einmal eine ganz neue und interdisziplinäre Untersuchung der medientechnologischen Entwicklungen als Strukturprobleme im Print- und Telekommunikationssystem leisten, um dann diese Entwicklungen unter Komplementär-, Substitutions- und Kompensationsprozesse unter inter-, intra- und transmediären Aspekten zu erforschen (vgl. Teil 1 bis 4). Diese Analyse führt deshalb über die bisher üblichen sektoralen Betrachtungen einzelner Mediensysteme hinaus und interpretiert die Folgen des technologischen Wandels für das Kommunikationssystem als Ganzheit. Diese ganzheitliche Betrachtung interpretiert technologische Wandlungen im Kommunikationssystem als Grenzaufhebungen. Diese Grenzaufhebungen werden im Hinblick auf die Kommunikationsprozesse (z.B. Individual- und Massenkommunikation) die Medien (z.B. Print- oder Telekommunikation) sowie die Bereiche der Aussagenentstehung und kommunikationstechnischen Vermittlung (z.B. Journalismus

und Technik) betreffend analysiert (vgl. Teil 5). Besonders aufschlußreich ist Teil 6 der vorliegenden Arbeit, in dem die Grenzaufhebungen in der Massenkommunikation auf ihre ordnungspolitischen Implikationen hin geprüft werden. Angesichts der neuesten medienpolitischen Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland und der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts sind die hier geäußerten Interpretationsmodelle besonders hilfreich. Den Abschluß der Untersuchung bilden transitorische Definitionen von Medienvariablen, die den Strukturwandel des Kommunikationssystems integrieren (vgl. Teil 7).

Aus der Fülle des untersuchten und zusammengetragenen Materials möchte ich zwei besonders aufschlußreiche Ergebnisse herausgreifen:

Die Autorin sieht die Entwicklung der Telekommunikation geprägt durch ein Vordringen von Elementen der Individualkommunikation in das massenmediale System: ein Gesichtspunkt, der im Rahmen der üblichen systemtheoretischen Ansätze häufig übersehen wird. Stärker als bisher wird der Kommunikationsprozeß vom Rezipienten und nicht wie bisher üblich vom Kommunikator her analysiert. Von diesem Ansatzpunkt her wird der Dualismus von Individual- und Massenkommunikation überwunden: »Strukturelle Elemente der Individualkommunikation dringen in das massenmediale System vor. Neuartige Kommunikationsinhalte treten ins Blickfeld, vor allem die Möglichkeit des Rezipienten, im zeitlichen und räumlichen Zugriff Medienleistungen abzurufen (vgl. Pay-TV, Textsystem u.a.).« (S. 79f.) Die Studie fordert weiterhin eine Überprüfung der medialen Ordnungspolitik als Folge neuer Medien: »Die bisherige mediale Ordnungspolitik konnte sich auf klare, meist historisch bedingte Medienstrukturen stützen, die sich durch den Einsatz der Telekommunikation zunehmend auflösen.« (S. 240) Und ferner: »Als Konsequenz neuer Angebote entsteht ein medienpolitischer Regelungsbedarf, der, über bestehende Rechtsgebiete hinausgehend, eine Medienverfassung erfordert, die den qualitativen Strukturwandel des Kommunikationssystems integriert. Das bestehende Medienrecht ist in einzelne Sektoren (Presse, Rundfunk, Film) gegliedert, so daß das Aufkommen neuer Angebote primär danach behandelt

wird, ob und wie sie sich in die jeweiligen Rechtsbereiche einordnen lassen. Die grundsätzliche organisatorische und kompetenzrechtliche Uneinheitlichkeit des Medienrechts, das eher das Recht einzelner Medien ist, ruft eine Fülle gesetzlicher Regelungen hervor, die nicht medienimmanent, sondern Ausfluß der Unterschiede in der Medienorganisation sind. Der Strukturwandel des Kommunikationssystems erfordert eine Überprüfung medialer Ordnungspolitik und eine Weiterentwicklung getrennter Rechtsgebiete zu einem integrierten Medienrecht.« (S. 242f.).

Fazit: die technischen Entwicklungen weisen auf ein offenes Kommunikationssystem hin, das sich den aus der Vergangenheit geprägten Vorstellungen und Konzepten weitgehend entzieht und eine Grundsatzdiskussion erfordert. Hierzu macht diese Studie den Anfang; sie belegt, warum herkömmliche Begriffe unscharf werden, und entwickelt Ansätze zur Klassifikation von Medieneigenschaften.

Giso Deussen

Gnana Robinson (Hrsg.): Communicating the Gospel today. Essays in honour of The Rev. Dr. Albert Devasirvatham Manuel. Madurai: The Tamil Nadu Theological Seminary 1986. 326 Seiten.

Wie die meisten Festschriften erfüllt auch diese einen doppelten Zweck: sie ehrt einen der Pioniere der indischen und internationalen christlichen Verlagsarbeit und entwickelt gleichzeitig Übersichten und Einsichten in die Grundlegung und Aufgaben christlicher Kommunikation. Albert Devasirvatham Manuel, zu dessen 60. Geburtstag dieses Buch eigentlich hätte erscheinen sollen (1984), hat sein ganzes Leben der christlichen Publizistik gewidmet. Als ordinierter Theologe der Kirche von Südindien war er dort vor allem dem Verlagswesen verbunden. 1974 wurde er Direktor der internationalen christlichen Literaturagentur in London, die dann später in die neugeordnete 'Weltvereinigung für christliche Kommunikation' (WACC) eingegliedert wurde. Heute ist 'Bertie', wie seine Freunde ihn nennen, Leiter der Projektteilung dieser 'Weltvereinigung'.

Es ist bezeichnend, daß gerade das 'Tamil Nadu Theological Seminary' seines Heimatstaates in Madurai dieses Buch veröffentlicht: es war immer sein besonderes Anliegen, die Aus- und Weiterbildung junger Menschen, vor allem junger Theologen, zu fördern und die theologischen Aspekte christlicher Kommunikation zu verfolgen. Seit Jahren ist er so u.a. auch einer jener Initiatoren, die eine Fortbildung von Verlegern und Theologen im Verlagsbereich in Zusammenhang mit der Frankfurter Buchmesse durchführen.

So ist diese Sammlung von 21 Beiträgen ein Spiegelbild seiner eigenen Sorgen und Interessen, die hier vor allem auf dem heimischen Hintergrund der indischen Verhältnisse gesehen werden. So finden sich unter den Beiträgen des Bandes einmal biblisch-theologische Abhandlungen etwa über die Kommunikation in den prophetischen Traditionen der Bibel, über Jesus als Kommunikator, den Hl. Geist und Massenmedien, Gottesdienst als Kommunikation oder auch – ein besonders Anliegen des Geehrten – Kommunikation als Teil der theologischen Ausbildung in Indien. Die Einbindung christlicher Kommunikation in indische Kulturen wird im zweiten Teil des Werkes unter verschiedenen Sichten behandelt, wobei vor allem der Beitrag seines WACC-Kollegen Neville Jayaweera ('Some tentative thoughts on communication theory and Advaita') sowie Jyothi Sahi's Beitrag zur christlichen Kommunikation in indischer Kunst erwähnt seien. Aus der dritten Gruppe der Beiträge ('Development perspective') gehörte hierher eigentlich auch Gabriele Dietrichs Beitrag über Kommunikation als Bedrohung einheimischer Kulturen und Werte.

International dürfte der Bericht über die Ergebnisse der Annenberg Studie zu Rolle und Einfluß der 'elektronischen Kirche' in den USA von WACC-Präsident William Fore von Interesse sein.

In der nicht gerade umfangreichen Literatur zur Kommunikation des christlichen Glaubens vor allem in indischer Sicht ist diese Aufsatzsammlung eine echte Bereicherung, die auch weit über Indien hinaus Gewicht haben dürfte. Bei manchen der angeschnittenen Themen möchte man sich eine spätere ausführlichere Behandlung wünschen.

Franz-Josef Eilers

Siegfried Zielinski: Zur Geschichte des Videorecorders. Berlin 1986: Wissenschaftsverlag Volker Spiess. 408 Seiten.

S. Zielinkis im Fachgebiet Medienwissenschaft der TU Berlin verfaßte und im Juli 1985 vom Fachbereich Kommunikation und Geschichtswissenschaft angenommene Dissertation verdient aus zwei Gründen hohe Aufmerksamkeit: 1. liefert sie im II. Kapitel methodische Überlegungen für ein mediengeschichtliches Arbeitsmodell, das über das Themenfeld der Fallstudie »Videorecorder« fruchtbar sein dürfte und 2. ist sie die erste Monographie, die sämtliche Etappen der Geschichte des Videorecorders umfaßt.

Den Videorecorder versteht der Autor als relevanten Bestandteil einer integrierten Fernsehgeschichte. Dieses Konzept bezieht Technik und Kultur aufeinander, wobei unter Kultur umfassend die gesellschaftlichen Beziehungsqualitäten und -stile zu verstehen sind; es sieht die Entstehung und Entwicklung des technischen Sachsystems Fernsehen und dessen kulturelle Verwendung/Wirkungsweise in einem dynamischen wechselseitigen Funktionszusammenhang; es rekonstruiert die Fernsehgeschichte als eine Technikgeschichte in sozialgeschichtlicher Perspektive.

Die Erfindung und Verbreitung des Videorecorders teilt Zielinski in fünf Etappen (vgl. S. 50):

I.

Die Produktentwicklung 1948 – 1956 in den USA;

II.

Die Phase der Innovation 1956 – 1958: Erster wirtschaftlicher Einsatz des Videorecorders als Gerät für die Programmdistribution bei den US-Networks;

III.

Erste Verbreitungsstufe 1958 – 1961/62: Endgültiger Durchbruch als Gerät für die Produktion von Programmen im Fernsehrundfunk außerhalb der US-Networks;

IV.

Zweite Verbreitungsstufe 1962ff.: Diversifikation des Videorecorders für Praxisfelder von professioneller Fernsehkommunikation außerhalb des Rundfunks, z.B. Bildungsbereich, Wissenschaft, Medizin, Industrie, Militär;

V.

Dritte Verbreitungsstufe (in der BRD ab 1977ff): Durchsetzung des Videorecorders auf dem Massenmarkt der Unterhaltungselektronik.

Erst der Videorecorder ermöglichte es, komplette Fernsehsendungen zu konservieren und unmittelbar nach der Aufzeichnung wieder abzuspielen und zwar in einer visuellen Qualität, die von der der Images des Live-Fernsehens kaum zu unterscheiden ist. Zudem senkte die elektronische Bildaufzeichnung die Kosten gegenüber den bisher verwandten photochemischen Verfahren erheblich.

Mit dem Einsatz des Videorecorders veränderte sich die Struktur des Fernsehens entscheidend und zwar in allen Bereichen. Einige Beispiele mögen das andeuten: Da vorproduzierte Sendungen dank des Videorecorders die gleiche Bildauthentizität wie live-ausgestrahlte Bilder besitzen, konnte überall dort, wo es nicht entscheidend auf die Gleichzeitigkeit von Aufnahme und Wiedergabe ankommt, auf Live-Sendungen verzichtet werden, z.B. beim Fernsehspiel. Sendungen vorzuproduzieren, bedeutet für die Rundfunkanstalten im Regelfall einen organisatorischen und finanziellen Rationalisierungsgewinn. – Weil der Videorecorder ein Abspielen unmittelbar nach der Aufzeichnung erlaubt, sind die Videoreportagen nicht nur sofort sendefähig, sondern auch durch die Redaktion ohne Zeitverzug kontrollierbar. – Durch den Videorecorder erlebte die Ausdruckspsychologie eine

Renaissance. Die flüchtige Mimik konnte nun kostengünstig gespeichert werden. Zeitlupe und Wiederholbarkeit ermöglichen erstmals eine sehr genaue Analyse und Klassifikation des Ausdrucksverhaltens. – Der Home-Videorecorder gestattet den TV-Haushalten durch Mitschnitt, die Rundfunkanstalten gewissermaßen zu enteignen: Das flüchtige Bild, das bislang ausschließlich im Besitz des Senders blieb, geht nun auch in den des Fernsehteilnehmers über. – Eine Fernsehrezeption via Videorecorder ermöglicht völlig neue Sehgewohnheiten, die für die Fernsehwirkungsforschung neue Fragen aufwerfen: Was bedeutet es, wenn ein Videorecordernutzer aus einem Programm z.B. Actionszenen normal und in Zeitlupe auf den Bildschirm bringt, den anderen Teil im schnellen Suchlauf überspringt? – Last but not least sei auf die Auswertungsfunktion des Home-Videorecorders für den Kinofilm verwiesen.

Zielinski vermag den Leser sicher durch die Fülle des ausgebreiteten Material zu führen. Indem es ihm gelingt, das Ordnungsmuster seines methodischen Ansatzes durchzuhalten, weiß man stets, was warum an eben dieser Stelle diskutiert wird. Die Verknüpfung der sozio-technischen und sozio-kulturellen Dimensionen bringt ein vielschichtiges und dynamisches Bild von den Etappen in der Geschichte des Videorecorders hervor. Ohne Bezug auf dieses Buch wird eine Diskussion über den Videorecorder kaum mehr angemessen zu führen sein.

Johannes Horstmann